

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 262.

Mittwoch, 8. November.

1916.

## Uk Himmelreichs Schlüssel.

(2. Fortsetzung.)

Erzählung von Hans Grimm.

(Nachdruck verboten.)

Einmal fiel Frau Himmelreich ein fremder größerer Durch auf in ihres Sohnes Gefolge. Als sich der gewohnte Kreis um Uk bilden wollte, stieß sich der Fremde heraus, und nach kurzem hin und her lief ihm ein Teil der Landhauskinder nach. „Wer ist der fremde Junge?“ fragte sie Uk. „Der Neue!“ erwiderte Uk. Frau Etta erkannte unschwer, daß zwischen dem Neuen und ihrem Sohne etwas nicht in Ordnung sei, und die Bestätigung ließ nicht auf sich warten. Von ihrem Wohnzimmerfenster nahm Frau Himmelreich am Ende einer Schlacht teil, die Uk und was den Güterbahnhof besuchte, sich lieferte mit dem Neuen und den Jungen, die einst Ugens Freunde waren. Da der Kampf sich unzweifelhaft zu ihres Sohnes und seiner Anhänger Gunsten wandte, und diese in der Überzahl waren, schien Frau Etta die Angelegenheit nicht durchaus in Unordnung, und sie blieb ein wenig schadensfroh in Reserve. Als Uk endlich angerufen gehorchte und die Treppe heraufstapfte, tadelte sie mehr, um einigen pädagogischen Grundsätzen treu zu bleiben: „Du wirst ja wirklich selbst ein rechter Rakenjunge, Uk!“ Uk nahm den Tadel nicht ernst. Er sagte sehr befriedigt: „Wir haben sie verbanen.“ Am Abend vor dem Einschlafen richtete er sich noch einmal auf: „Glaubst du auch, daß er stärker ist?“ „Wer?“ sagte die Mutter. „Der Neue!“ sagte Uk. Da faßte Frau Himmelreich eine unerklärliche Angst, und sie kam zurück und setzte sich auf den Betttrand. „Ukchen, da darfst kein Rakenjunge werden. Nur die Rakenjungen halgen sich so häßlich in den Straßen herum, und der Neue ist viel größer als du, und er ist sicher älter, und er ist gewiß schon sitzen geblieben, darum ist er jetzt in deiner Klasse. Du mußt artiger sein. Ukchen.“ Die Worte machten einen sehr geringen Eindruck auf Uk. Mit geschlossenen Lidern redete er vor sich hin: „Welche fagen, er ist der Stärkste, und welche fagen, ich bin der Stärkste.“

Am anderen Vormittag hatte Uk seine Prügel weg von dem Neuen. Frau Etta quälte sich mit einer unangenehmen Vorahnung, und als es zwölfeinviertel wurde, ging sie bis an die Schranke. Nach einer Weile sah sie die Landhauskinder heranziehen. Der Neue ragte aus ihnen heraus. Sie sah Uk nirgends. Sie dachte: „Soll ich die Buben fragen?“ Aber sie mochte es doch nicht. Die Kinder kamen vorüber. Ein paar sahen verlegen aus, ein paar grühten. Der Neue machte ein möglichst freches Gesicht, doch rückte er deutlich nach dem Fahrdrain hin. Da sie Uk immer noch nicht bemerkte, drehte sie sich um, den Kindern nachzublicken. Die Kinder standen alle an der nächsten Ecke und starrten entweder auf sie oder die Straße hinunter. Das fiel ihr auf. Unruhig wandte sie sich wieder und erkannte jetzt Uk in der Ferne, ganz allein und anscheinend zögernd. Ganz allein war er noch nie gekommen. Frau Etta fühlte es heiß im Kalse aufsteigen, doch hielt sie sich zurück, und sie ging nicht Uk entgegen, sondern hinauf auf die Kinder zu. Das hatten die Buben nicht erwartet. Sie drückten sich scheu und eifrig

und sich häufig umschauend in ihre besonderen Wege. Der Neue marschierte plötzlich so allein vor ihr her wie Uk hinter ihr, nur um vieles schneller.

Uk schlüpfte in das Haus, als die Mutter die Schranke durchschritt. Frau Etta erschraf noch mehr. „Ja, er erkannte mich doch!“ Sie war oben im Nu. Der Bub stand vor dem Tisch und rieb die Handflächen an den Kanten, daß die Politur schrie, und brütete vor sich hin. Er blickte nicht auf. Wäre er nicht ihr einziger gewesen, sie hätte ihm gesagt: „Du, wie siehst du giftig aus!“ Aber auch so war er ihr fremd und entwachsen, und sie stand eine ganze Weile auf der anderen Seite des Tisches und atmete kurz von dem Treppenspringen und vor lauter Unsicherheit. Plötzlich aber war sie neben ihm und redete hastig auf ihn ein: „Du hast ja Blut im Gesicht!“ „Es war nur die Nase“, murmelte Uk. „Und die Strümpfe sind hin!“ „Ja“, sagte Uk. „Und die Jacke ist zerrissen!“ „Auch der Kragen“, sagte Uk. „Ach du lieber Himmel, ach du lieber Himmel, du kannst einem wahrhaftig Sorge machen, du!“ stöhnte Frau Himmelreich, aber sie half ihm nun gleich. Während sie das tat, merkte sie, daß der Bub wirklich arg zugerichtet war und mit Anstrengung seinen Schmerz verbiß. Da zog sie ihn an sich und schluchzte leise: „Dieser scheußliche große, gemeine Bengel!“ „Er hat gesagt“, flüsterte Uk stoßend, „er hat gesagt...“ „Nun?“ bat Frau Himmelreich, „nun? Sprich doch.“ „Er hat gesagt, uns gehört überhaupt der Bahnhof nicht, und wenn die Bahn Vater hier raus schmeißt, dann muß er raus, und das braucht gar nicht mehr lange zu dauern. Da hab' ich angefangen!“ Frau Himmelreich hob den Kopf ganz in die Höhe, das Kind hörte sie laut auslachen. In seiner Beschämung und seinem Ärger würgte es nicht, daß das Lachen ein Zwang war, den sich die ratlose Mutter auferlegte. Plötzlich brach Frau Himmelreich ab und rief: „Giddegidde—giddegid, und der Kerl hat doch keine Schlüssel nicht!“ „Es haben ihm noch welche geholfen“, flüsterte Uk weiter. „Geben die denn Schlüssel?“ fragte Frau Himmelreich. Da antwortete Uk nachdenklich und langsam, aber wieder laut und frei: „Nein, die Schlüssel haben sie alle nicht!“ „Siehst du, siehst du, Uk!“ Frau Himmelreich atmete auf. „Das mußt du immer denken, wenn jemand so dastut und Unsinn schwagt, und wenn du einer bist, und die anderen sind viele. Das mußt du immer denken, sie haben doch die Schlüssel nicht.“ Jetzt lachte der Bub, es klang ihm aus dem Herzen, und er ahnte die Mutter nach: „Giddegiddegiddegid, und der Kerl hat doch keine Schlüssel nicht.“

Bei Frau Etta kam immer alles nach. Daran hatte sie sich gewöhnt. Schließlich mußte sie doch mit ihrem Mann über das Gemeinsame sprechen, und ihr Mann war kaum in Bewegung zu bringen. Man brauchte schweres Geschütz, und das kostete Kraft und Fassung, wie jeder weiß. Diesmal wurde Himmelreich aber wirklich freidebleich. „Das hat jener Junge nicht aus sich selbst“, sagte er tonlos. „Das hat kein Junge aus

sich selbst, und ich habe doch niemand etwas getan. Niemals in meinem Leben habe ich jemand etwas getan, und du und ich erst recht nicht." Wenn Himmelreichs eigene alte Mutter in diesem Augenblick noch dagewesen wäre, sie hätte sich vorgebeugt und hätte dem Manne über den Sandriiden gestrichen und hätte in ihrer ruhigen Art erklärt: "Schmid, Schnad, Schnid, Schnad, du hast ehrlich geleistet, was du konntest, mehr ist unmöglich!" Frau Etta Himmelreich weinte und zankte: "Ach ja, ach ja, Nachdenken und Reue helfen niemand mehr!"

Uß trug den neuen Abfall nicht leicht. Die meisten seiner Kameraden hingen sich nach Jungenart dem Starren an. Wer den immerfort reizenden, wunderbaren Spielplatz hinter der Schranke laut ausdrücklichen Verbotes nicht besuchen durfte, wurde besonders hitziger Parteigänger gegen Uß. Wenn Uß verstanden hätte, was die Schuljungen anschnüpfen nennen, zu ihm mit dem Geheimnis der Schlüssel und den Abenteuern des Bahnhofs wäre schließlich jeder Besitzer von derben Häuten doch wieder übergegangen. Aber Uß konnte nur mittelstäm herrschen und besitzen oder feindselig und schlagbereit allein gehen. Der Bub merkte nicht, wie schnell nach außen hin ein anderer aus ihm wurde. Frau Etta merkt es natürlich. Was soll eine müde Mutter tun bei einem Kinde, das nicht ausspricht? Außer Frau Etta merkten es einige Eltern und Lehrer. Die Eltern fanden, sie hätten mit kluger Voraussicht gehandelt. Die sich noch nicht geäußert hatten, erklärten gelegentlich bei Tisch: "Geheimrats haben ganz recht, der kleine Himmelreich ist wirklich kein Verkehr." Die Lehrer sprachen sich ähnlich aus: "Du wirst ein nettes Fräulein, faul, händelsüchtig und verlogen, die ordentlichen Knaben müssen dir aus dem Wege gehen." Auf diese Weise bekam die Massenmeinung und -haltung gleichsam einen offiziellen Stempel aufgedrückt. Die Jungen fühlten, daß sie sich nicht unrichtig verhielten, und auch Uß empfand allmählich, daß wohl alles so sein müsse. Im übrigen hatte er seine Schlüssel, er vergaß sie nie, und die anderen vergaßen es auch nie. Auf diese Weise wanderte Uß durch das letzte Jahr der Vorbereitungsschule, durch die Sexta, durch die Quinta, wohl als ein mehr oder minder Geächteter, aber als ein geachteter Kronantwarter.

Es reden die Menschen sich nach, die Rolle eines abgesetzten Königs sei ungewöhnlich bitter. Als ob der Glanz eines säwebenden goldenen Reifens Stacheln hätte wie eine Dornenkrone! Dem vertriebenen König wird sein Königtum von der Geschichte verbriefet. Tragisch ist die Rolle der niemals gekrönten Könige. Was können sie dem Spotte entgegenhalten? Etwa ihre Erwartung?

Im Quarta- oder Untertertiajahre trat in Ußens Klasse der Moses ein. Man empfing ihn nicht freundlich noch unfreundlich, sondern verhielt sich abwartend nach Jungen Art. Moses kam neben Uß zu sitzen. Ohne daß ihn jemand aufgeklärt hätte, erkannte er Ußens Lage sofort. Er begriff auch gleich am ersten Tage, daß sein störrischer Nachbar keiner von den schwächlichen Eigenbrödlern sei, sondern ein Kerl mit Bärenkräften und Bulldoggenmut. Da fing er an, um Uß zu werben, denn ihm lag das Beiseitelesen selbst im Blute, und Uß konnte einen Freund sicher haben und ließ sich gewiß lenken. Mit dem Denken geriet der falsche Posten in des Moses Rechnung. Uß duldete die Annäherungsversuche, einmal nahm er den drängenden Moses mit auf den Bahnhof, aber nirgends öffnete er ein Schiebetürchen an sich auch nur ein Stückchen weit. Auf dem Bahnhofe wußte Moses überhaupt nichts anzufangen, und Uß konnte gerade ihm auch gar nichts zeigen, und so wurde die Einladung zugleich der Anfang vom Ende. In der Klasse behandelte man den Moses ohnehin schon wie Uß, nur um ein paar Schattierungen geringschätiger, weil man von ihm nichts zu fürchten brauchte. Als Moses auf dem Bahnhof geweilt war und davon etwas großmäulig erzählt hatte, fiel es den Jungen ein, ihn Moses Himmelreich zu nennen, wenn Uß nicht in der Nähe war. Das ärgerte den Gefoppten über alle Maßen.

und er begann dem Hochmütigen und umsonst Umworbenen die eigene verkehrte Rechnung übelzunehmen und sann, wie er sich umbetten könnte. Einmal standen die Frühgekommenen vor dem Gymnasium und redeten dies und das und redeten auch von Uß Himmelreichs Schlüsseln. Moses hielt sich in der Nähe und hörte zu. Da fragte ihn einer: "Du warst doch neulich dort, sind die Schränke nun angekommen?" "Schränke?" sagte der Moses und lachte und warf seine verschürzten Bücher in die Höhe: "Schränke? Das ist doch alles Schwundel!" "Also Kommoden?" rief ein anderer. "Kommoden?" Der Moses trat vor. "Ne, das weiß doch jedes Kind, Uß Himmelreich hat die Schlüssel wohl, aber die Schränke hat er nicht und kriegt er nicht." Der Moses wunderte sich selbst, welchen Erfolg das Wort hatte. Dreiviertel der Zuhörer griffen es lachend auf: "Ei ja, er hat die Schlüssel, aber die Schränke hat er nicht." Irgendwie klang's ihnen im Ohre, irgendwie tat es ihnen wohl. Das zweifelnde Viertel redete zwar eifrig dagegen, denn Ußens Mutter hätte das mit den Schlüsseln selbst bestätigt, aber den Satz schwanken auch sie nach, und in der nächsten Pause war er, immer in einiger Entfernung von Uß, zum geflügeltesten Worte der ganzen Klasse geworden.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Mensch, der nicht mehr hofft und strebt, der hat sich selber überlebt.

## Erzerum.

Erzerum hat sich in den sieben Monaten unter russischer Herrschaft stark verändert. Als die Türken die Stadt verließen, trug Erzerum ein armenisches Gepräge. Die angeblichen armenischen Gecael haben die Armenier nicht verhindert, in der Stadt zu bleiben, zu handeln, zu verdienen und sich wohl zu fühlen. Die russische Herrschaft dagegen hat sie bald verschreckt, und heute ist Erzerum eine rein türkische Stadt. Diese Ironie des Schicksals ist ein Werk der russischen Verwaltungskunst, die mit den halsstarrigen Armeniern durchaus nichts anzufangen wußte. Ein Rapport, den der General Judenitsch kurz nach der Eroberung Armeniens nach Petersburg sandte, klagt besonders über die armenische Bevölkerung, welche sich als Herr im Lande aufspielen wolle und die russische Ordnung in jeder Weise erschwere. Der General Judenitsch machte darum mit den vielverehrten Armeniern kurzen Prozeß und evakuierte sie in das kaukasische Gebiet, wo sie der Pflege des Großfürsten Nikolaj anvertraut, sicherlich wohl geborgen sind.

Die Türken haben es in der ersten Zeit nach der Befreiung recht schlecht gehabt. Man hat sie eingezogen und ohne Unterschied des Standes gezwungen, die Befestigungen der Stadt wiederherzustellen. Jetzt jedoch zieht man nur einen geringen Teil der Bürger zu Polizeidiensten heran, wo sie unter scharfer militärischer Kontrolle gehalten werden. Außerlich wahren jedoch die russischen Militärbrigaden einen Schein der Selbstverwaltung, die Polizisten tragen Armbinden in arabischer Schrift, auf der Straße läßt man überall die türkischen Schilder und das Verhältnis zwischen den einfachen Soldaten und der Bevölkerung wird als freundlich geschildert. Es scheint, daß die russische Verwaltung hier manche Fehler vermeidet, die in Galizien gemacht wurden. Fast die ganze Bevölkerung hat in den letzten Monaten den ehrbaren Becus des Kaufmanns ergriffen. Erzerum ist die einzige Stadt im Stappengebiet der russischen Front und täglich kommen neue Umlauber hierher, um sich einige Tage zu vergnügen, wollen von hier aus ein paar Andenken an das exotische Land nach Hause schicken und sich selbst neu ausrüsten. Was hier an türkischen Waren aufgestapelt ist, sind größtenteils die billigen Ausschauherzeugnisse der deutschen und österreichischen Industrie, jene geschmacklosen Massenartikel, die man in den europäischen Großstädten niemals absetzen konnte. Die vorhandenen Vorräte waren ziemlich groß, und man glaubt offenbar unter den Erzerumern, daß so dankbare Käufer wie die naiven russischen Soldaten kaum jemals wiederkehren werden. Ein russischer Journalist, der von der kaukasischen Front zurückgekehrt ist, schildert dieses bunte Handelstreiben,

Die Straßen sind ein einziger Bazar geworden. Die Türken verkaufen kleine gewöhnliche Teppiche, die in irgend einer westeuropäischen Fabrik gewebt sind, für zwei- bis dreihundert Rubel. Und massenhaft wollen sogar Offiziere ein solches Andenken erwerben. Kaffeetassen mit abgeschlagenen Henkeln stehen hoch im Preise, und ein paar Rosenkränze, die man irgendwo aufgetrieben hat, werden als die exotischste Seltenheit verhandelt. Daneben sind Stände mit Gemüsefleisch und Kräutern. Den großen roten Kürbissen des Südens, aber auf alle Lebensmittel sind die Preise besonders hoch, alles ist knapp, und man fürchtet geradezu eine Hungersnot. Bis jetzt ist das Leben aber noch erträglich, und die türkische Bevölkerung verhält sich ruhig, wenn man sich auch auf russischer Seite über ihre wahren Sympathien keine Illusion macht.

Wolfgang Sorge.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Kriegsbilder aus Deutsch-Ostafrika. Uns wird geschrieben: Darassalam ist in die Hände der Engländer gefallen. Unsere braven Afrikaner haben diese Tatsache bereits seit langer Zeit in ihre Berechnungen gestellt, aber jeden Fußbreit Erdboden verteidigt, mit einem Heldentum, das einstmal in der Geschichte unmittelbar neben den Heldentaten der Kämpfer in der Heimat genannt werden muß. Darassalam hat es in den Augusttagen 1914 wohl am schmerzlichsten empfunden, daß der Krieg in Europa auch auf die Kolonien übertragen worden ist. Die Stadt rüstete sich zu großen Feiern. Es sollte die Mittellandbahn eingeweiht werden, und außerdem war eine große Missionenkonferenz geplant, zu der alle Vorbereitungen getroffen waren. Beides fiel unter den Tisch. Dafür belegte der Krieg alle Kräfte des jungen Landes mit Beschlag. Die erste Arbeit der Europäer, namentlich der Beamten und der Missionare, bestand, wie wir jetzt brockenweise erfahren, darin: allwöchentlich Kriegsberichte für das Hinterland zu schreiben, um damit den Lügennachrichten entgegenzuwirken, die die Engländer, aber auch die Belgier nach allen Regeln der Kunst verbreiteten und die dazu bestimmt waren, die eingeborene Bevölkerung auffällig zu machen. Dieses Mandat ist ihnen dank der wahrheitsgetreuen Briefe der Deutschen nicht gelungen. Wie rasch damals noch der Nachrichtendienst funktionierte, geht wohl am besten aus der Tatsache hervor, daß der Missionar von Bodelschwingh, der Sohn des weltbekannten Gründers der Anstalten Bethel bei Bielefeld, am 1. November 1914 schreiben konnte: „Immer wieder gute Nachricht. Heute Gerücht von einem Siege bei Warschau und Nachricht vom Falle Antwerpens.“ Hier im dunklen Afrika hat gerade die Wahrheitsliebe, mit der es die Engländer nie genau genommen haben, wohl aber die Deutschen, einen großen Sieg errungen. Denkende Schwarze haben früher oftmals an die deutschen Missionare die Frage gestellt: Wer ist stärker, England oder Deutschland? Darauf antworteten die Deutschen regelmäßig, wenn es auch zunächst schien, als gerate die Antwort zum Vorteil der deutschen Sache: Auf dem Wasser sind die Engländer stärker, auf dem Lande aber die Deutschen! Jetzt im Kriege sehen die Neger, daß die Deutschen recht hatten und die Wahrheit sprachen: England blodierte Ostafrika und schmürte es ab, aber die Schutztruppe hat die Engländer oft und gründlich aufs Haupt geschlagen! Die Geschäftigkeit, die der Krieg ins Land trug, machte auch auf die sonst trägen Schwarzen Eindruck, und gern beteiligten sie sich an der friedlichen Arbeit für den Krieg. Die Hauptarbeit aller, die nicht mit der Waffe kämpften, war die Aufbringung der für die Kämpfer erforderlichen Nahrungsmittel und der Aufkauf für das große Feldmagazin Rombo. Daß die Kolonie sich so gut halten konnte, verdankt sie neben der heldenmütigen Verteidigung in erster Linie sehr guten Ernten. Das Speiseangebot war daher sehr reichlich und ist es noch den zuletzt eingegangenen Nachrichten nach. In der deutschen Heimat wird es interessieren, daß im fernen Afrika ein Kriegshilfsdienst organisiert worden ist, der dem in Deutschland wohl kaum nachsteht. Es ist dort ein Komitee vom Roten Kreuz gebildet worden, das eine segensreiche Tätigkeit entfaltet und bereits viele Schmerzen gelindert hat, und daneben werden von Anfang an regelmäßig Liebesgaben gesammelt, veranstaltet, für die auch die ärmsten Schwarzen etwas übrig haben. Denn auch die Jhren kämpfen als deutsche Soldaten gegen den gemeinsamen Feind, am liebsten aber gegen die Belgier, in

tenen der Farbige in unserer Kolonie stets einen Feind gesehen hat. Im allgemeinen geht der Gang der Geschäfte trotz des Krieges weiter, selbstredend mit der durch den Krieg gebotenen Einschränkung. Auch das Christentum hat nur wenig Schaden gelitten, wenn auch zu Beginn des Krieges die alten Schwarzen ihre Stimme erhoben und die alten graufamen Kriegssitten wieder einführen wollten, die gegen Abschachtung der Kriegsgefangenen schrieben. In der Folge haben sie wenig Gehör gefunden, und alle Missionsanstalten melden Zunahme der Bertaufen. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die Afrika-Mission der Regierung auch ein Kriegsschiff spenden konnte. Kurz vor Beginn des Krieges war am Süden des Äthiopien-Sees eine neue Station mit Namen Schanguu gegründet worden mit einem Hafen für ein Motorboot, das den Namen „Bodelschwingh“ führte. Dieses Motorboot ist zwar klein und nur 8 Meter lang, zeichnet sich aber durch große Schnelligkeit aus, und diesem Umstand verdankte es jetzt im Kriege die Beherrschung des ganzen Sees. Ein Oberleutnant wurde sein Führer, und es hat die deutsche Flagge wiederholt siegreich über diesen großen deutsch-afrikanischen Binnensee getragen! (Bens. Bln.)

Kriegspsychologie eines Infanteristen. Die folgenden Ausschnitte der Psychologie im Felde sind einer von Harald Niels herausgegebenen Sammlung „Nordfriesische Soldatenbriefe“ entnommen, die dieser Tage im Verlag von Eugen Diederichs in Jena erscheint. Sie sind für die Kenntnis der eigenartigen Feldpsychologie von besonderem Wert: „Der Krieg hat seine Psyche. Das Milieu im Felde prägt uns. Allein schon, daß wir ein reines Mannsvollslieben führen, drückt uns sein Gepräge auf. Wie gut tut es doch, in bevölkerte Gegenden zu kommen und Kinder am Wege spielen zu sehen. Ja, gestern wurde mir ganz warm ums Herz, als ich einer Sau mit ihrem Wurf begegnete, die wir eingefangen hatten. Es war wie ein Erlebnis, eine Mutter zu sehen, selbst wenn es auch nur eine Sau war. . . Wir müssen hier manche unserer Begriffe von Dingen revidieren. Am grundlichsten ist wohl der Unterschied in der Auffassung aller Art Gefahr. Ich muß lachen beim Gedanken an alle Gefahren, die Leben und Gesundheit des Bürgers bedrohen. Aber ich nicht, erkläre dich nicht! . . . Man kann sich an alles gewöhnen, auch an den Anblick Verwundeter. Ich habe wochenlang manch grauenvollen Anblick vor Augen gehabt, mich nach und nach daran gewöhnt und, war der feindliche Schützengraben genommen, mitgeholfen, die Toten zu bestatten. Es war eine graufame Arbeit, der wir uns am liebsten entzogen hätten. Aber sie war notwendig, und als wir erst mal daran waren, ging es dann hurtig und rein mechanisch von der Hand. . . Diese Erfahrung von der erlahmenden Macht der Gewohnheit immer wieder zu erleben, bietet sich uns reichlich Gelegenheit, sobald wir vom Frieden des Quartiers in das Getümmel der Schlacht zurückkehren. Der ersten Gewehrkugel, die uns den Weg kreuzt, sehen wir etwas schief nach, und viel bleibt nicht zu sagen übrig, wenn die Kanonen ihren erzenen Mund öffnen. Aber in der Regel dauert es nicht lange, da sind wir mit der Schießerei wieder vertraut, und je dichter die Kugeln fallen, desto ungefährlicher kommen sie uns vor. . . Taub für den Tumult und stumpf gegen die Gefahr, das kann man werden. Von Napoleon wird als Beleg seiner geistigen Überlegenheit angeführt, daß er sich mitten in der Schlacht zum Schlaf niederlegen konnte. Ich bin auch beim Donner der Kanonen eingeschlafen; eine Heldentat ist es nicht, ganz einfach nur eine natürliche Reaktion gegen die Anspannung der Nerven. . .“ (Bens. Bln.)

Die russischen Kirchenglocken als Kriegsreserve. Eine der Hauptfragen der russischen Kriegsführung bildet die Beschaffung des notwendigen Materials. Diese an sich schon für Rußland nicht leichte Beschaffung scheint neuerdings durch die Unterseeboot-Streifzüge ins Eismeer noch stärker gefährdet und wird außerdem mit Eintritt der Winterkälte durch das Einfrieren des Hafens von Archangel noch erschwert. Darum suchen die Blätter der Allierten auf jede mögliche Weise das Publikum über diese Gefahr zu beruhigen. So erklärt die Londoner Presse, daß Rußland in der großen Menge seiner Kirchenglocken eine ansehnliche Reserve an Material besäße, das nötigenfalls zur Herstellung von Granaten verwendet werden könnte. So würde allein die Kirchenglocke der Moskauer Kirche 200 Tonnen Stahl und Eisen liefern, drei große Glocken des St. Iwan-Domes könnten in 150 Tonnen Metall umgeschmolzen werden. Die russischen Kirchenglocken, die es ja in so reicher Fülle gäbe, seien daher eine mächtige Kriegsreserve.



# Neues vom Büchermarkt.



## Kriegsgebichte, Novellen usw.

\* „Der blühende Baum.“ Neue Lieder und Gedichte von W. H. Vesper. (C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München.) „Der Lebensquell, darin ich bade, ist Überlieferung, ist Gnade.“ In diesem Geleitworte des Dichters spricht sich sein eignes Wesen aus, die tiefe innere Harmonie seines Gemütes, das mit einer fast fröhlich zu nennenden Frömmigkeit ein irdisches Vergnügen in Gott empfindet, das aus tiefem Ernste immer wieder emporschlüpft zur Schönheit und Herrlichkeit aller Kreatur. Und diese gläubig hoffende Stimmung bleibt ihm auch da, wo er die Furchtbarkeit dieser Tage leise streift, er hört die Nachtigall im Argonnenwald schlagen, er fühlt in Not und Tod das Auferstehen. Vielleicht am innigsten redet dieser begnadete Dichter zu uns, wo er in schlichtem Volkstone aus dem Herzen des einfachen Mannes heraus singt und sagt. Daß auch die Lyrik gleich dem Drama eine rechte Läuterung unseres Empfindens, die „Katharsis“ bringen kann, offenbaren solche Dichtungen.

\* „Der Franzosensee.“ Roman von Marie Throl. (Verlag von Karl Reikner, Dresden.) In das schicksalsschwere Jahr 1807 führt uns Marie Throl in ihrem neuen Roman. Die Kugel, nicht nur in Einzelheiten an die Eisauf-Romane W. Bloems erinnernd, führt uns nach Ostpreußen. Der Stellesssee ist der Schauplatz der spannenden-geschürzten Erzählung, die oft nahe an der „Ritisch“-Klippe vorbeigleitet. Von Dah und Wut gegen die Unterdrücker getrieben, ermorden die Peterswalder 12 herumirrende Feinde und versenken die Leichen im gefrorenen Stellesssee, — dem „Franzosensee“. Badende Flüchtlinge der „Großen Armee“ entdecken die Tat; die verlassene Braut des einen Peterswalders, die zufällig am „Franzosensee“ die Bauern belauschte, verrät ihren früheren Bräutigam und seine Mitthäter; mit dem Tode müssen sie die Tat büßen. In zwei Heften klingt das spannende Buch altgewohnt, harmonisch aus. Mancher wird den Roman, der von schwerer Zeit erzählt, in unseren schweren Tagen mit doppelter Anteilnahme lesen.

\* „Ein Brief“ von Gustav Frenssen. (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.) („Schriften zur Zeit und Geschichte.“) Einem Freunde in Amerika, der dort verlassen unter Feinden sitzt, den das ewige Geschimpfe über deutsche Barbarei verwirrt hat, daß er zu zweifeln begann an unserem heiligen Rechte, schreibt der Dichter diesen Brief, der ursprünglich nicht zur Veröffentlichung bestimmt, nun doch der deutschen Allgemeinheit zugänglich gemacht wird. Und dies mit Recht, denn wir wüßten kaum eine andere Darlegung unserer großen Sache, die mit so schlichter Eindringlichkeit, in volkstümlich einfacher Sprache die nie genug zu offenbarende Wahrheit verkündet. Möge sie vielen Tausenden in der neuen Welt Gewissen und deutschen Willen wecken.

\* „Amerika“, von Washington bis Wilson, von C. A. Bratter. Mit einer Tafel. (Verlag Ullstein u. Co., Berlin.) (Sammlung „Männer und Völker.“) Zu den vielen schweren Enttäuschungen, die deutscher Vertrauenslosigkeit in diesem Kriege bestraft waren, gehört Amerikas feindliche Haltung. Daß es immer noch Leute gibt, die sich mit dem Opium freudiger Hoffnungen über diese trasse Wirklichkeit hinwegtäuschen suchen, ist leider nur zu wahr. Solchen mag das Studium dieses Büchleins, das uns in knapper Form die Wahrheit über politische und wirtschaftliche Zustände der nordamerikanischen Union vermittelt, die Augen öffnen, und zu einer ruhigen, kühlen, von aller tröstenden Einbildung freien Erkenntnis verhelfen, Amerika ist unser Feind, muß es sein und wird es bleiben, mit dieser Realität müssen wir uns endlich abfinden und darauf einrichten. Dies die wichtigste Lehre des so überaus lehrreichen Büchleins.

\* „Kriegshefte des Bundes für Mutter-schaft.“ Verlag von Oesterfeld u. Co., Berlin, W. 15.) Zu billigem Preis werden uns vom Bund für Mutterschutz kleine Broschüren geboten, deren zeitgemäße Themen interessieren und fesseln. Dr. Oskar Stille: „Die Bevölkerungsfrage und der Krieg“, Grete Meißel-Ges: „Krieg und Ehe“, Dr. phil. Helene Stöcker: „Geschlechtspsychologie und Krieg“, „Zehn Jahre Mutterschutz“ und ein drittes Bändchen: „Menschlichkeit“ von derselben hochbegabten Frauenrechtlerin. In allen Schriften werden die Verfasser sich gegen den Krieg. Sie haben den Mut ihre Überzeugung frei zu äußern, und wenn Helene Stöcker in „Menschlichkeit“ ausruft: „Wollen befreit auch vom Schicksal des Krieges“ und wenn sie uns auffordert zu flammendem Protest gegen die Kriegsideologien der Menschen, die das Weib als Lieferantin für künftiges Kanonenfutter herabwürdigen wollen, so hat sie recht. Gegen die Euthanasie, die jährlich noch einige 100 000 Kinder dahintrafft, zu kämpfen ist ihr Ziel, und nicht das Sehnen des Staates die Geburtenziffer zu schwindender Höhe hinaufzuschrauben. Auch ist es eine Freude endlich einmal

einen freien Menschen zu finden, der nicht zu den kritischen Zensurdulden gehört, sondern frisch und frei Gegner des Krieges bleibt.

In Loewes Verlag, Ferdinand Carl, erschien aus der besten bekannten Feder von Professor Dr. Schulze das interessante und empfehlenswerte Buch „Erich Carnekow, der U-Bootsfeld.“ Das Buch eignet sich in seiner schönen Ausstattung vorzüglich zu Geschenkzwecken. Es wird Erwachsenen, besonders aber der reiferen männlichen Jugend, sicherlich hoch willkommen sein.

\* „Mit verschleppten Ostpreußen an der Wolga.“ Von Dr. E. Moering. (Berlin, W. 35, Verlag des Evangelischen Bundes. 88 S. mit zwei Bildern.) Der Verfasser, Warmer in Breslau, war bei Kriegsausbruch in Riga. Was er dann dort und in monatelangem Aufenthalt bei Frost und Hitze in Kasan Jar bei Astrachan erlebt hat und wie er es schildert, das ist erschütternd. Man lese das Buch und verschenke es zu Weihnachten; wir haben wenig so anschauliche und lehrreiche Schilderungen aus diesem Krieg.

## Musik, Kunstgeschichte.

= „Erläuterungen zu Meisterwerken der Tonkunst.“ Von diesen beliebten Hefen (aus dem Verlag von H. Neclam, Leipzig) erschien Nr. 29: „Die Jahreszeiten“, Oratorium von F. Haydn. Alles was zur Erläuterung in geschichtlicher und musikalischer Hinsicht darüber zu sagen ist, ist hier, durch Notenbeispiele unterstützt, in klarer und interessanter Weise gesagt; sehr erklärlich; denn als Verfasser zeichnet Max Chop, der ja auf musikalischwissenschaftlichem Gebiet als Autorität zu gelten hat.

O. D.  
= „Von alten und neuen Weigen.“ Eine Studie von Konrad Falke. (Verlag von Rascher u. Co. in Leipzig.) Der Schweizer Autor hat mit Sach- und Sachkenntnis und in lebendiger, oft humordurchwürzter Weise die Gesichtspunkte dargelegt, nach denen alte und neue Weigen zu beurteilen sind. Für alle Violinisten — namentlich auch die nicht-fachmännischen — zur Belehrung nur zu empfehlen.

O. D.  
= „Die Lehre von der Lautbildung.“ Von Dr. L. Sütterlin. 2. Auflage. (Verlag von Quelle u. Meier, Leipzig.) Unter Beigabe zahlreicher bildlicher Darstellungen erfährt man aus dieser bedeutsamen Schrift alles, was über das Wesen der sprachlichen Organe, der Laute, der Aussprache usw. wissenschaftlich ist. Auf die Bühnen- und Singsprache ist besonders Aufmerksamkeit verwandt. O. D.

= „Mein Kreuz.“ Gedicht von Rud. Diez in Wiesbaden. (Selbstverlag.) Einfach empfundene Verse, welche A. Thomae für gemischten Chor vertont hat. Das volkstümlich gehaltene Lied ist „dem Evangelischen Kirchengesangsverein zu Wiesbaden und seinem Chormeister, Herrn Karl Dohme, gewidmet.“

## Zeitschriftenchau.

\* „Deutscher Soldatenhort.“ Die altbekannte und beliebte illustrierte Zeitschrift für Heer und Volk (Verlag von Karl Siegmund, Berlin, SW. 11) ist jetzt mit seinem 28. Jahrgang in das dritte Kriegsjahr eingetreten. Bei dem Charakter des Blattes ist ja selbstverständlich, daß es den Ereignissen des Weltkriegen in Wort und Bild in weitgehendster Nähe Rechnung trägt. Eine erschöpfende Übersicht über die Geschehnisse bieten die Kriegsskizzen, die vaterländischen Gedenktage, die Kriegsbefehle nach W. T. B. und Urkunden zum Kriege. Dazu kommen ausführlichere Besprechungen der allgemeinen Kriegslage aus sachverständiger Feder und mancherlei illustrierte Artikel über Gesechtsberichte, sowie das Leben und Treiben an und hinter der Front.

\* „Chronik des deutschen Krieges.“ Nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Rundgebungen. Neunter Band: Vom 21. September bis 20. Oktober 1915. Reicht drei Bänden und einer Karte. (C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München.) Jeder neue Band dieser umfassenden Zeitschrift erhöht den Respekt vor dem Sammel-eifer und der ordnenden Umsicht, die in dem ganzen Werke sich kundgibt. Es fehlt nichts von zeitgenössischen Dokumenten, was uns irgendwie zum Verständnis der großen Ereignisse notwendig wäre. Was Erich Marcks, der geistvolle Historiker, von dem Buche sagt, daß er keine Veröffentlichung von gleicher Fülle und Sicherheit kennt, was Björn Björnson an ihm lobt, daß es wie guter und würziger Wein immer mehr mit Freunden genossen wird, ist auch das Urteil jedes ver-stehenden Lesers. Die hier behandelte Epoche, der Beginn der machtvollen Offensive im Osten, hat gerade in unseren Tagen noch besonderes Interesse.

\* Mit einem besonders schön illustrierten Artikel „Tanz-dichtungen“ beginnt das neue Heft der bekannten Berliner Gesellschafts- und Mode-Zeitschrift „Elegante Welt“ (Verlag E. Giesler, Berlin), wie denn überhaupt das Ganze wieder sehr bunt und reichhaltig ausgestattet ist.